

„Vor Synkretismus habe ich keine Angst“

Ein Gespräch mit dem Pfarrer und Schriftsteller Kurt Marti

In seiner Doppelrolle als reformierter Pfarrer (von 1961–1983 an der Nydegg-Kirche in Bern) und Künstler, als Seelsorger und Schriftsteller gehört Kurt Marti zu den bedeutenden Vermittlern zwischen Glauben und Kunst. Leidenschaftlich hat er sich immer wieder gegen Tendenzen einer „Ent-Radikalisierung der Liebe Gottes“ gewandt. Zu seinen bekanntesten Veröffentlichungen gehören „Gedichte am Rand“ (1963), „Leichenreden“ (1969), „Zärtlichkeit und Schmerz“ (1979), „Abendland“ (1980). Wir sprachen mit ihm über aktuelle Tendenzen im Raum von Religion, Kirche und Literatur. Das Gespräch führte Klaus Nientiedt.

HK: Herr Marti, seit einiger Zeit läßt sich ein neues Interesse an Religion, an noch recht vagen Formen einer als neu bezeichneten Religiosität feststellen. Es ist ein neues Verständnis für die kultisch-rituelle Seite von Religion entstanden. Angesichts dieser Tatsache stelle ich mir vor, daß in Ihrer Brust gewissermaßen zwei Seelen wohnen: Als reformierter Pfarrer müßten Sie diesem Phänomen doch eher kritisch gegenüberstehen, als Schriftsteller, als Künstler solchen Erscheinungen vielleicht eher Verständnis entgegenbringen. Ist dem so?

Marti: Zwei oder mehr Seelen, ja, aber nicht so, wie Sie das jetzt sagen, als ob hier der Pfarrer gleichsam ein reformiertes Bollwerk verteidigt und da der Schriftsteller sich sensibel offenhält. Ich kann das so nicht trennen. Als reformierter Pfarrer bin ich ebenfalls neugierig auf alles, was vor sich geht, weil ich gerade als Pfarrer und Theologe spüre, wie oft theologische Positionen und Antworten ungenügend sind, weshalb ich immer ausschau nach etwas, was vielleicht darüber hinausgehen, besser sein könnte als das, was wir bis jetzt in unserer Kirche gehabt haben. Insofern teilt sich das nicht auf nach dem Schema Pfarrer hier und Schriftsteller dort, obgleich durch die Beziehung zur Literatur eine gewisse Sensibilität für Entwicklungen sicher gefördert wird.

„Religion und Glaube sind nicht Dinge, sondern lebendige Prozesse“

HK: Wenn nicht in der von mir geschilderten, in welcher Weise dann die zwei oder mehr Seelen?

Marti: Vereinfachend, sogar salopp gesagt, habe ich eine barthianische und eine synkretistische Seele. Für die erste ist Gott „der ganz Andere“, für die zweite ist er nicht bloß in verschiedenen Religionen, sondern in der Schöpfung überhaupt „der ganz Hiesige“, der radikal Immanente. Diese zwei Seelen – ganz abgesehen von noch anderen Seelen in meiner Brust! – sind miteinander in einem Dauerstreit und Dauergespräch. Religion, Glaube sind eben nicht Dinge, sondern lebendige Prozesse, in mir selber ebenso wie in der äußeren Realität. Im Verlaufe dieses dialogischen Prozesses ist Gott zum Beispiel – jedenfalls für mich – auch weiblich, auch Göttin geworden.

HK: Wo sehen Sie die Ursachen für das neue Bedürfnis nach Religion?

Marti: Das religiöse Bedürfnis ist ein Sinnbedürfnis. Daß das jetzt so wach wird, hängt zusammen mit einer immer bedrängenderen Perspektiven- und Zukunftslosigkeit. Wenn man sich vorstellt, daß unsere Erde, das Leben auf unserer Erde jeden Tag vernichtet werden könnte, oder wenn man sich im Blick auf die Dritte Welt vorstellt, daß uns eine wirtschaftliche, politische, eine Armut- und Hungerkatastrophe mit in den Strudel reißen könnte, wenn man das alles so vor sich sieht, und zwar nicht als Untergangsstimmung, sondern als realistische Möglichkeit, dann stellt sich natürlich die Frage: Wozu eigentlich lebe ich, leben wir? Was können wir tun? Oder können wir nichts mehr tun? In dieser Situation sind die Angebote der Religionen oder einer gewissen Religiosität, wie diffus diese auch sein mag, wieder gefragt.

„Öffnung zum Dialog mit anderen Religionen finde ich nötig“

HK: Bedeutet Religion in diesem aktuellen Verständnis Verarbeitung von Sinnschwierigkeiten oder Flucht, die zeigt, daß man zu wirklicher Verarbeitung nicht in der Lage ist?

Marti: Es kann beides sein. Es kann eine Flucht ins rein Private sein, ins private metaphysische Überleben-Wollen. Es kann aber auch eine legitime Reaktion sein, da man für das eigene Leben und Handeln eine Motivation benötigt. Sinnfrage heißt in diesem Zusammenhang immer auch Motivationsfrage: Was soll ich tun? Wie soll ich mich verhalten in meinem persönlichen Leben? Was soll und kann ich tun im öffentlichen oder im kirchlichen Bereich?

HK: Die säkulare Variante dazu wäre dann eine Flucht ins Materielle ...

Marti: So ist es. Wenn die Motivation entfällt, überhaupt noch etwas zu tun, zu wagen, geraten wir entweder in den religiösen Ego-Trip, oder wir geraten im weltlichen Bereich in die rücksichtslose Ellbogengesellschaft, in der gesagt wird: Hier und jetzt will ich rausholen, was rauszuholen ist, Karriere, Geld. Unbekümmert um alles, was links und rechts von mir geschieht, boxe ich mich durch und genieße. Das ist der andere, der weltliche Ego-Trip, der sich gesellschaftlich deutlich bemerkbar macht, garniert mit einem Fortschrittsoptimismus, den niemand ernst nehmen kann, nicht einmal die, die ihn verkünden.

HK: Inwieweit hat das neue Interesse an Religion und an Religionen eigentlich mit Defiziten zu tun, die die Gemeinden und Kirchen bei den Menschen hinterlassen? Man hat manchmal den Eindruck, die Menschen holten

sich Religiosität halt dort, wo sie sie erhalten können. Wenn sie sie in der gewünschten Form nicht in den Kirchen kriegen, dann suchen sie eben woanders danach.

Marti: Ich glaube, man muß da unterscheiden. Es gibt natürlich eine Religiosität, die manche Menschen sich holen, wo sie sie finden können, sei es außerhalb oder innerhalb der Kirchen. Das hat es wohl immer gegeben, wenn auch vielleicht nicht im heutigen Ausmaß. Aber es gibt gleichzeitig das andere, nämlich daß Christen auch in den Kirchen sich fragen: Hat der Buddhismus, der Islam, der Hinduismus, haben die Religionen der Indianer, die wir umgebracht haben, haben sie alle uns nicht etwas zu sagen, was wir bisher in den Wind geschlagen haben, was wir mit Begriffen wie Heidentum, Naturreligion usw. belegt haben, Begriffen, die theologisch wie Schimpfwörter tönent. Ist da aber nicht etwas aufgehoben an Menschheitserfahrung, das für uns ebenfalls wichtig sein könnte? Diese Öffnung zum Dialog mit anderen Religionen finde ich nötig, finde ich gut. Ich hoffe, daß dies mehr ist als eine bloß modische Erscheinung.

„Die Friedensbewegung könnte ich mir nicht ohne die Kirche vorstellen“

HK: Inwieweit haben wir es bei dieser Entwicklung in ihren verschiedensten Spielarten eigentlich mit einem nachchristlichen Phänomen im eigentlichen Sinne zu tun? Sind die erkennbar synkretistischen Züge nicht ein deutlicher Hinweis darauf?

Marti: Ein „nachchristliches“ Phänomen? Ich mag die Begriffe „postmodern“, „posthistorisch“, „nachchristlich“ nicht, das sind hilflose Leerformeln. Gut, das „christliche Abendland“ oder corpus christianum hat aufgehört zu existieren. Allmählich kann man jetzt fragen, wie christlich oder wie wenig christlich es gewesen ist. Für mich ist „christlich“ weniger ein historischer als ein theologischer Begriff, der die Person und Botschaft Jesu Christi betrifft. So gesehen, leben wir möglicherweise noch immer in vorchristlicher Zeit, jedenfalls dann, wenn unser Christus-Glaube ein messianischer ist. Vor Synkretismus habe ich keine Angst. Synkretismus ist Synonym für Leben. Das Wort bedeutet „zusammenwachsen“. Ich könnte mir ein Zusammenwachsen von Religionen vorstellen, nicht zu einer Einheitsreligion, aber zu einer dialogischen Religionsgemeinschaft oder Ökumene. Mit der Messianität Christi könnte ich das gut zusammenbringen.

HK: Wie schätzen Sie die deutlich religiösen Motive ein, die gerade auch in neueren politischen, vor allem alternativen Bewegungen auftauchen?

Marti: Es stimmt mich zuversichtlich, daß Bewegungen wie die Friedens- oder die Ökologiebewegung, übrigens auch die Bewegung, die sich um die Dritte Welt kümmert, einen Rückhalt in den Kirchen haben, stärker vielleicht in den Gemeinden, an der Basis, als in den Hierarchien. Weder in den USA noch in der Bundesrepublik, noch in der DDR könnte ich mir die Friedensbewegung ohne die Kir-

che vorstellen. Mir ist wichtig, daß sich christlicher Glaube solchen Fragestellungen öffnet, daß es nicht mehr nur um die Erhaltung des Glaubens oder der Kirchen geht, sondern um die Erhaltung der Schöpfung und der Welt. Diese Öffnung der Kirche halte ich nicht für eine Mode. Sie ist etwas, was mir sehr verheißungsvoll zu sein scheint.

HK: Ist eine gewisse Alles-oder-nichts-Haltung dieser Bewegungen aber nicht auch Ausdruck einer Neigung zur Flucht aus der Wirklichkeit?

Marti: Heute geht es um alles oder nichts, man muß radikal werden. Aus der Wirklichkeit fliehen wohl eher die Beschwichtigter und Verharmloser, die uns in Politik und Wirtschaft jetzt einen Optimismus predigen, zu dem realistischweise überhaupt kein Anlaß besteht.

„Glauben heißt, trotz des eigenen Pessimismus hoffen und handeln“

HK: Was an „neuer“, zum Teil frei flottierender Religiosität auftaucht, hat auch antiinstitutionelle Züge. Jedenfalls scheinen ihre Anhänger institutionalisierte Formen von Religion eher zu scheuen ...

Marti: Die neuen Tendenzen kristallisieren sich beispielsweise in der Friedensbewegung, in ökologischen Gruppen, in Dritte-Welt-Aktivitäten. Hier finden dann auch Institutionalisierungen statt, obschon diese Institutionen flexibel und beweglich sind, zum Teil ja auch wieder verschwinden. In den kirchlichen Institutionen trifft man dies weniger, hier geht's leider oft nur um Selbst- und Machterhaltung. Die neuen Tendenzen dagegen gehen über die kirchlichen Grenzen hinweg. Christen aus den Gemeinden tun sich mit Leuten zusammen, die aus ganz anderen ideologischen Gruppen und Herkunftstammern. Auch das gehört zum neuen Stil, daß man als Christ nicht nur mit Christen etwas unternimmt und somit unter sich bleibt.

HK: Sind Sie, was diese Gruppierungen und Entwicklungen angeht, nicht allzu optimistisch?

Marti: Als Realist bin ich nicht Optimist, sondern Pessimist. Glauben heißt auch immer, trotz des eigenen Pessimismus hoffen und handeln. Ich glaube an die Kraft der wenigen und der kleinen Gruppen, daß sie etwas in Gang setzen können, obwohl sie keine Mehrheiten sind und keine Mehrheiten mobilisieren können. Ich hoffe, daß richtige und nötige Einsichten, die nur von wenigen und von kleinen Gruppen geäußert werden, etwas bewirken können. Wenn das nicht der Fall wäre, hätte es die Kirche wohl nie gegeben, hätte es vieles nicht gegeben, hätten wir wirklich keinen Grund zur Hoffnung mehr.

HK: Nimmt man einmal diese Bewegungen aus, so wird deutlich, daß unter dem Stichwort Religion insgesamt weit mehr vom Leben nach dem Tod als von Umkehr die Rede ist. Hier spielt also viel öfter eine private Kontin-

genzbewältigung eine Rolle als die Möglichkeit, sich von Religion, vom Glauben in Frage stellen zu lassen.

Marti: Sie denken an diejenigen, die mehr auf religiöse Selbstfindung, Selbststretzung ausgehen. Ja, die reden mehr vom Jenseits. Damit stehen sie ganz in Übereinstimmung mit dem, was die gegenwärtig herrschende Politik will. Sie will eine Kirche und Christen, die sich ums Jenseits sorgen und nicht ums Diesseits. Das entspricht ganz der Linie Reagans und anderer. Das hängt auch zusammen mit dem Aktivismus amerikanischer Sekten und gewisser Kirchen, die nur eine Frömmigkeit des privaten Seelenheils, des persönlichen Überlebens im Jenseits verkünden. Alles andere betrachtet man als für Christen irrelevant, das überläßt man dem Präsidenten und den Konzernen. Dahinter steckt politische Strategie. Mit Hilfe dieser Strategie bekämpft man in Lateinamerika beispielsweise die Befreiungsbewegung, die Befreiungstheologie.

„Die Frage nach dem Tod stellt zuvor die Frage nach dem Leben“

HK: Man kann, wie Sie es gerade getan haben, Zusammenhänge aufzeigen zwischen einem privatisierenden Typ von Religiosität und politisch konservativem Interesse. Andererseits fragt sich aber auch, ob in den letzten Jahren die Bedeutung individueller religiöser Bedürfnisse von den Kirchen nicht unterschätzt wurden, zum Beispiel die Todesproblematik.

Marti: Es mag sein, daß hier etwas vernachlässigt worden ist. Deshalb ja auch der Erfolg der Todesliteratur von Elisabeth Kübler-Ross bis Peter Noll. Man muß sich vielleicht mehr darauf einlassen, diese Fragen ernst nehmen. Aber man kann das Problem des Todes nicht einfach in einer Art luftleeren Raum angehen, rein privat, rein persönlich ...

HK: Und dennoch ist dies eine Frage, die den einzelnen bis zum äußersten beansprucht ...

Marti: Durchaus. Nur stellt die Frage nach dem Tod zuvor die Frage nach dem Leben, wie sinnvoll ein Leben ist, das man auf sich bezogen gelebt hat, etwa als weltlichen oder religiösen Ego-Trip. Angesichts des Todes hilft mir nur ein Leben, und damit rede ich biblisch, das für andere und für etwas gelebt wurde, das Sinn hat vom Ganzen her, von Gott her. Wenn ich das ausklammere und nur mein eigenes Leben und Überleben in einem Jenseits vor Augen habe, bin ich auf der biblisch falschen Linie. In der Bibel geht es immer um das „Dasein für Andere“ (Bonhoeffer), um Gemeinschaft, Gerechtigkeit und das Einstehen für die Bedrängten und Bedrückten. Nur von daher bekommt mein Leben einen Sinn und kann ich mich sinnvoll mit dem Tod auseinandersetzen. Nehmen Sie das Dokument von Peter Noll, die „Diktate von Leben und Tod“. Angesichts des Todes befaßt er sich wesentlich mit dem Leben, mit der Frage: Was ist Recht? Wie ist das Verhältnis von Macht und Recht? Das sind Probleme, die die Gesellschaft, die anderen Menschen betreffen. Noll hat

sich nicht zurückgezogen auf das eigene Elend. Darin drückt sich eine christliche Haltung aus.

HK: Inwieweit hat dieses Interesse an Religion im weitesten Sinne nun eigentlich einen Niederschlag in der neueren Literatur gefunden? Wird Religion inzwischen deutlicher als eine anthropologische Konstante wahrgenommen?

Marti: In der deutschsprachigen Literatur ist meines Erachtens für die religiöse Problematik im Grunde nur wenig zu holen. Die religiöse Thematik spielt eine untergeordnete Rolle. Ob jeweils insgeheim doch eine religiöse Problematik vorliegt, ist eine andere Frage: Man kann schließlich alles religiös interpretieren, damit aber würde man sich häufig am Selbstverständnis der Autoren vergehen.

„Ein solches Innerlichkeitsbuch langweilt mich entsetzlich“

HK: Woran liegt das denn: an unverarbeiteten Ängsten den Kirchen gegenüber? An der Tatsache, daß Menschen verlernt haben, sich religiös auszudrücken?

Marti: Wahrscheinlich hat unsere Sprache tatsächlich ihre religiösen Möglichkeiten, aber auch die Glaubwürdigkeit des religiösen Ausdrucks eingebüßt. Daran sind unter anderem die Kirchen schuld, sofern ihr Reden den Kontakt mit der Realität verloren hat oder oft einfach unaufrichtig und zweideutig geworden ist. Nein, ich kenne keinen Autor, der an unverarbeiteten Ängsten den Kirchen gegenüber leidet. Meist sind die Ängste, falls vorhanden, längst verarbeitet, und geblieben ist Indifferenz oder sogar Verachtung.

HK: Als was würden Sie in dem Zusammenhang die Literatur der sogenannten „neuen Innerlichkeit“ bezeichnen?

Marti: Ich muß gestehen, daß ich wenig sogenannte schöne Literatur lese. Wenn ich an ein solches Innerlichkeitsbuch gerate, in dem jemand seine Depressionen, seine Wehleidigkeiten ausbreitet, langweilt mich das entsetzlich. Darüber hinaus sehe ich wenig religiös Interessantes in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.

HK: Hat nicht aber jede Literatur mit inneren Stimmungen, mit individuellen Gefühlslagen und persönlichen Befindlichkeiten zu tun, zumal wenn sie einen autobiographischen Charakter hat?

Marti: So ist es. Fast jede Literatur ist autobiographisch geprägt, ist radikal subjektiv. Doch mit der oft genüßlich gewordenen Pflege der Innerlichkeit, die ja nur die Kehrseite des Neo-Konservatismus ist, ist dieser Sachverhalt keineswegs identisch.

HK: Nach einer im engeren Sinn christlichen Literatur bzw. einer Literatur von Christen wagt man da kaum mehr zu fragen ...

Marti: Auch in der christlichen Literatur bin ich nicht so

versiert. Ich weiß nicht, ob es da Wesentliches gibt. Die Gedichte von Dorothee Sölle, ja. Ich glaube überhaupt, daß wir uns literarisch in einem Tief befinden. Es passiert zur Zeit wenig Interessantes in der deutschsprachigen Literatur, insofern passiert auch nichts Interessantes im Verhältnis zur Religion. Auffällig ist ein Buch wie eben das von Peter Noll. Oder ein nichtliterarisches Buch wie „Wendezeit“ von Fritjof Capra, das zu einem ungeheuren Erfolg wurde. Ich halte es für ein bemerkenswertes Buch, keineswegs für modische Flunkerliteratur. Oder dann ein Buch wie „Der Name der Rose“ von Eco, wobei mir völlig schleierhaft ist, wie ein solches Buch ein Riesenerfolg werden konnte. In der deutschsprachigen Literatur sehe ich nichts dergleichen.

HK: Wie hätte eine Literatur auszusehen, die Sie persönlich als anregend empfinden würden, als wichtig und wert, gelesen zu werden?

Marti: Der letzte, der Neues versucht und gebracht hat, ist Arno Schmidt gewesen. Hie und da gibt's ein Buch, das auf ungewohnte Weise neue Perspektiven öffnet, etwa der Roman „Das Ei“ von Kuno Raeber. Wie eine interessante Literatur auszusehen hätte, kann ich nicht postulieren. Interessant ist, was durch eine neue Form, durch neue Blickpunkte und Erfahrungen überrascht. Kreative Überraschung kann man nicht theoretisch vorwegnehmen.

HK: Könnte das Tief in der deutschsprachigen Literatur damit zusammenhängen, daß das Wort überhaupt, etwas profan gesagt, momentan keine gute Konjunktur hat? Viele sind heute eher an Gebärden, an Ausdrucksmöglichkeiten in Riten, Kulturen, Tanz und Musik interessiert.

Marti: Das mag durchaus sein. Da hat sich einiges verlagert, vor allem auf die Musik und den Tanz.

„Das Wort hat es im Moment schwer“

HK: Als Prediger wie als Schriftsteller arbeiten Sie vor allem mit dem Wort. Ist Ihnen eigentlich wohl bei dieser Verlagerung? Geht da nicht auch viel Unterscheidungsvermögen verloren?

Marti: Ich sehe da durchaus eine Gefahr. Im Falle der Musik bin ich inkompetent, weil ich selber kein Verhältnis zur Musik habe, zu Bildern dagegen ein sehr starkes. Wenn die Begriffe fehlen und sich alles in Gefühle auflöst, kann daraus eine gefährliche Sache werden. Nehmen Sie die Ekstase bei Pop-Konzerten. Auch in den Kirchen übrigens: Ich denke an die Erscheinung, daß viele Leute nicht in Gottesdienste gehen oder nur selten, wohl aber in Kirchenkonzerte. Ich habe den Eindruck, daß Musik ohne Worte und Begriffe, also ohne Denkanstrengung, nur der Selbstbestätigung dient. Es ist typisch, daß es moderne Musik, und zwar moderne E-Musik, sehr schwer hat. Die Leute rennen massenweise in Konzerte mit den üblichen klassischen Stücken. Moderne Musik, die zum Denken provoziert oder herausfordert, will man nicht. Man will Selbstbestätigung in dem, was man schon längst

kennt. Da ist das Wort einfach nötig. Davon bin ich überzeugt, nicht weil ich zufällig Pfarrer und Schriftsteller bin.

HK: Andererseits ist doch auch nicht zu leugnen, daß dieses Suchen nach neuen Ausdrucksformen ein Stück Befreiung darstellt aus einer nur allzu offensichtlichen Dominanz des Begriffes in früheren Zeiten.

Marti: Das bezweifle ich nicht, nur darf dies nicht zum Verzicht auf Worte und Begriffe führen. Im übrigen denke ich, daß alles dies auch mit gesellschaftlichen Zuständen zu tun hat. Das Wort ist bei uns als Informations- und Machtinstrument inflationär geworden. Wenn man damit vergleicht, welche Funktion die Dichtung offenbar in Lateinamerika hat, in einer Situation, in der die Leute wissen, um was es geht; wenn man sieht, daß dort Dichtung eine Funktion auch bei Leuten hat, die zum Teil noch Analphabeten sind, und zwar in Form von Rezitation, Lesung, Erzählung, dann wird klar, daß wir in einer gesellschaftlichen Situation leben, in der das Wort es schwerer hat. In Ländern dagegen, in denen die Interessenlage und Klassensituation eindeutig ist, hat auch das Wort eine kämpferische, eine bewußtseinsweckende und herausfordernde Funktion, was es bei uns so im Moment nicht mehr hat.

HK: Die Vernachlässigung des Wortes müßte sich kirchlicherseits gerade im Protestantismus auswirken.

Marti: Das Wort hat es schwer, das ist im Moment so. Das spiegelt sich in unserer Kirche im Rückgang der Gottesdienstbesucherzahlen wider. In unseren Gottesdiensten spielt das Wort der Predigt eine dominierende Rolle. Man muß deshalb sicher die Liturgie mit anderen Ausdrucksformen bereichern, was in der katholischen Kirche schon immer stärker der Fall gewesen ist. Das finde ich legitim, nur hat es seine Grenze: Wir dürfen das Wort nicht preisgeben. Damit lieferten wir uns unkontrollierbaren Mächten und Bewegungen in der Kirche aus.

„Die Kirche ist der Raum, in dem Spannungen und Konflikte ausgetragen werden können“

HK: Bräuchte es vor dem Hintergrund dieser Gefahr nicht vielleicht so etwas wie eine Besinnung auf die Unterscheidung von, wie es die dialektische Theologie nannte, Glaube und Religion, eines auch rational verantworteten Glaubens einerseits und einer kultisch-mystisch geprägten Religiosität andererseits?

Marti: Ich glaube, daß eine dialektische Beziehung zwischen beiden, zwischen Nüchternheit und Ekstase, zwischen Begrifflichkeit und Mystik wünschenswert wäre. Das eine bedingt das andere. Und um diese Dialektik zu wahren, dazu braucht es eben die Kirche, eine Institution, die beides in sich ertragen und tragen kann. Denn wenn nur das eine ist, also nur Nüchternheit, nur Begrifflichkeit, dann wird es dürr und vertrocknet, und wenn nur

das andere ist, nur Mystik und Ekstase, dann löst sich alles auf ins Unverbindliche. Diese beiden Pole sind wie Geschwister, die miteinander streiten, die aber einander auch im Streit weiterbringen und fördern. Und darum braucht es wohl eine Art von Eltern, das wäre dann die Kirche, die ihre Kinder zusammenhält. Die Dialektik von Nüchternheit, Begrifflichkeit und Mystik, Ekstase könnte auch das Leben des einzelnen Christen ausmachen: Die nur Nüchternen sind ebenso verdächtig wie die nur Gefühlvollen und ekstatisch Veranlagten.

HK: Von einem reformierten Pfarrer ein Plädoyer für die Kirche in einer solchen starken vermittelnden Position, einer Art Elternschaft, zu hören, ist ungewohnt ...

Marti: Immerhin sprach ich von „Eltern“, nicht von der Mutter Kirche ... Bei aller Kritik und bei allem, was man gegen die etablierte und institutionalisierte Kirche haben kann und haben muß, wir brauchen sie. Die Kirche ist die Trägerin der Tradition, ohne die wir nicht Christen wären. Die Kirche ist derjenige Raum, in dem Spannungen und Konflikte ausgetragen werden können, das war praktisch immer der Fall. Es waren die schlimmen und toten Zeiten der Kirche, in denen eine Richtung absolutistisch sich durchzusetzen versuchte. Für diesen Pluralismus der Möglichkeiten, diese Freude am Konflikt, dieses Sich-Öffnen im Dialog mit anderen Möglichkeiten bedarf es eines übergreifenden Raumes. Dies wäre im Grunde die

Vision einer Ökumene, und im Hinterkopf habe ich dabei immer auch Vorstellungen von Nikolaus von Kues. Die Dialektik, die bei Nikolaus von Kues die Lebendigkeit der Kirche ausmacht, scheint mir wichtig zu sein. Ich glaube nicht, daß jetzt der Moment ist, im Entweder-Oder zu denken. Diese Situation kann wieder kommen. Jetzt aber müssen wir kusanisch denken.

HK: Gerade was das Miteinander der Gegensätze innerhalb der Kirche angeht, machen unsere Kirchen aber einen eher hilflosen Eindruck. Wie stellen Sie sich die Überbrückung solcher Gegensätze im Sinne des Kusaners heute vor?

Marti: Ich stelle mir das ungefähr so vor, wie es innerhalb der Ökumene in manchen Gemeinden schon jetzt geschieht, wo verschiedene Konfessionen miteinander in Beziehung gekommen sind, wo gemeinsame Aktionen durchgeführt, gemeinsame Gottesdienste mit ebenfalls gemeinsamer Eucharistie gefeiert werden. Das alles ist bereits möglich und geschieht, mögen auch die Hierarchien es mißbilligen und zu blockieren versuchen. Auf „höherer Ebene“ geschieht ebenfalls viel Hoffnungsvolles im Rahmen des Weltrates der Kirchen, wo sich übrigens auch der Einfluß der Frauen verheißungsvoll verstärkt hat. Das dialektische, dialogische Miteinander ist im Gang. An uns ist es, diesen Prozeß weiterzutreiben, gerade jetzt, wo die Reaktion überall wieder ihr Haupt erhebt.

Hoffnungen und Erwartungen

Antwort der Bischöfe von England und Wales auf den Abschlußbericht der anglikanisch/katholischen Kommission

Im Fortgang des anglikanisch/römisch-katholischen Dialogs ist ein wichtiges Ereignis zu verzeichnen: Am 8. Mai wurde die Antwort der römisch-katholischen Bischöfe von England und Wales auf den Abschlußbericht der anglikanisch/römisch-katholischen internationalen Kommission I der Öffentlichkeit übergeben. Da diesem Dokument für die in Gang befindliche Stellungnahme beider Kirchen zu dem genannten Abschlußbericht eine Schlüsselrolle zukommt, bringen wir es hier im vollen Wortlaut. Kurz seien die Daten des Dialogs der beiden Kirchen ins Gedächtnis gerufen:

Die anglikanisch/römisch-katholische internationale Kommission (ARCIC I) wurde als Folge der Zusammenkunft von Papst Paul VI. und dem Erzbischof von Canterbury, Michael Ramsey, in Rom 1966 einberufen. Der Dialog erstreckte sich auf drei Hauptthemen: die Eucharistie, das Amt und die Autorität. Gemeinsame Berichte erschienen über die Eucharistie am 31. 12. 1971 (Windsor-Erklärung), am 13. 12. 1973 (Canterbury-Erklärung), über die Autorität in der Kirche am 20. 1. 1977 (Venedig-Erklärung); „Erläuterungen“ zu diesen Dokumenten wurden 1979 und 1981 veröffentlicht. Der Abschlußbericht faßte diese drei Erklärungen samt Erläuterungen zusammen und ergänzte sie um eine vierte Erklärung speziell über den „universalen Primat“ in der Kirche (Autorität II) und eine theologische Einleitung über „koinonia“ als ekklesiologischen Schlüsselbegriff für die gesamte Arbeit der Kommission; er erschien am 31. 3. 1982 (vgl. HK, Mai

1982, 226–232 und HK, Juni 1982, 297–301). Der Abschlußbericht ist zusammen mit ergänzenden Dokumenten in deutscher Übersetzung erschienen in: Dokumente wachsender Übereinstimmung, Paderborn/Frankfurt 1983; die Stellenangaben zu Zitaten aus dem Abschlußbericht in dem hier vorgelegten deutschen Text entsprechen den in diesem Sammelband verwandten Bezeichnungen.)

Kurz danach veröffentlichte die römische Kongregation für die Glaubenslehre unter der Leitung von Kardinal Ratzinger kritische Bemerkungen zu dem Abschlußbericht, die auf die Feststellung hinausliefen, dieser Bericht stellte „noch keine substantielle und explizite Übereinkunft bezüglich einiger wesentlicher Elemente des katholischen Glaubens“ dar (vgl. HK, Juni 1982, 288–293). Die Bischofskonferenzen überall auf der Welt wurden aufgefordert, Rom ihre eigenen Stellungnahmen zu ARCIC I zukommen zu lassen. Die vorliegende, am 18. April dieses Jahres verabschiedete Antwort der Bischöfe von England und Wales ist eine dieser Stellungnahmen. (Eine Stellungnahme der deutschen Bischofskonferenz ist bislang nicht veröffentlicht worden.)

Inzwischen ist eine neue anglikanisch/römisch-katholische internationale Kommission (ARCIC II) einberufen worden und behandelt neben noch unerledigten Differenzen zwischen den beiden Kirchen schwerpunktmäßig die Natur der Kirche und die Rechtfertigungslehre. Die Anglikanische Kirchengemeinschaft hofft, bei ihrer Lam-